

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 5. Oktober 1916

Die Alte.

„So haben Sie vielleicht eine sehr traurige Jugend gehabt?“ fragte ich milde.

„Nicht traurig im besonderen Sinne, nicht trauriger, als die der meisten Leute, die ich gekannt,“ entgegnete sie.

„Und dennoch schelten Sie die Jugend? Ich verstehe Sie nicht.“

„Das zu tun, wäre töricht,“ meinte sie, „ich behaupte nur, daß ich jetzt mit 70 Jahren glücklicher bin als damals, und daß es den meisten Menschen so gehen wird.“

„Das kann ich mir nicht vorstellen!“ rief ich eifrig. „Die jauchzende Freude, das unaussprechliche Entzücken, die mein achtzehnjähriges Herz zum Himmel erhob — ich habe sie später nie mehr empfunden.“

„Und sind Sie nicht auch jäh herabgestürzt aus diesen Höhen der Empfindung? Haben Sie nicht bitter enttäuscht schöne Illusionen begraben? Und vor allem: Sind Sie sich damals Ihres Glückes bewußt geworden? Haben Sie nicht in wildem Dahinrasten vergessen, daß Sie glücklich waren? Die Träume dessen, was kommen soll, die Erwartung des unbekanntem Glücks, pflegen uns blind zu machen gegen die Güter, welche wir besitzen. Für die Jugend hat nur die Zukunft Wert, die Gegenwart beglückt sie nicht — sie sei auch noch so freundlich.“

„Gerade die gedankenlose Glückseligkeit, diese Heiterkeit ohne jeden Grund sind so süß!“ entgegnete ich.

„Gewiß sind sie's noch mehr in der Erinnerung, als sie es in Wirklichkeit waren. Und wieder senkt sich die Waage zugunsten meiner Behauptung. Liegt nicht in diesem Rückdenken, in der Erinnerung ein Glück, das nur die reifen Jahre kennen und das durch nichts auszuwiegen ist? Die Jugend hat keine Vergangenheit. Wie arm ist sie gegen das Alter, hinter dem ein reiches Leben liegt!“

„Die Gesellschaft denkt nicht wie Sie,“ hub ich nach einer Pause von neuem an. „Was gelten ihr die Frau, das Mädchen, die nicht mehr jung sind? Die erstere wird allenfalls noch durch ihren Gatten und dessen Stellung getragen — das Mädchen ist eine Null, die man erbarmungslos beiseite schiebt, sobald sie älter.“

„Das liegt an der Unnatur unserer Verhältnisse! Die sogenannte Gesellschaft gebraucht ihre Feste als Heiratsmarkt, und die Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander sind dort die einzig entscheidenden. Die Veringschätzung des alternden Mädchens, das angebetet wurde, so lange es jung war, beweist das. Wie wertlos ist das aber für denkende Menschen!“

„Das sagen Sie wohl!“ rief ich; „wie schwer ist es aber, vom Schauspieler abzutreten! Wie schwer abzuschießen mit dieser geliebten Jugend und zu verzichten auf all die Freuden, die sie gewährt! Zahllose verfluchte, mißgünstige, alternde Geschöpfe legen davon Zeugnis ab.“

„Sie sah mich mit den grauen Augen liebevoll an. „Das Uebergangsstadium ist nicht angenehm,“ liebes Kind, das geb' ich zu; aber wie tollkühn ist's, das lächelnde Ueberwinden, das Sichbehaltende zu lernen! Wie stark und frei fühlt man sich dann erst, wenn man all den Ballast des gesellschaftlichen Zwanges, törichte Vorurteile von sich geworfen! Nur der Alte kann frei sein! Und das Kämpfen mit sich selbst geht dann auch zur Ruhe; nur noch äußere Schidungen fesseln uns an. Wir laufen in den stillen Hafen des Alters ein, wo Harmonie und Friede herrschen.“

„Ich drückte ihr bewegt die Hand. „Weil Sie selbst, teuerste Frau, Harmonie und Friede sind — wohl immer waren —“

„Durchaus nicht,“ fiel sie ein. „Das Leben ist mir nicht leicht gewesen und ich habe es mir noch weit schwerer gemacht, als es ohnehin schon war.“

„Ich schwieg; ich wagte nicht, sie um nähere Mitteilungen zu bitten. Endlich sagte ich leise: „Und die traurige Vereinsamung, das Niedersehen auf die vielen Gräber derrer, die mit uns geliebt, gelitten?“

„Sie blidte mit verklärtem Antlitz auf. „Gerade die tiefen uns Gesellschaft. Wir sind nicht einsam, ich bin es nicht — und habe ich nicht auch liebe Freunde, die zu der Alten kommen, einzig, weil sie ihr gut sind? Als ich jung war, ja, da war ich oft einsam; innerlich einsam und vielen Menschen — das ist schwer und traurig. Jetzt bin ich nicht einsam.“

„Aber wie drückend, das Abnehmen der Kräfte zu fühlen, zu empfinden, daß man statt wie einst zu fühlen, nun der Stütze bedarf, daß man ein nutzloses Geschöpf wird —“

„Liebe Freundin, Sie ziehen falsche

Schlüsse! Gerade unsere Zeit sollte sie eines besseren belehren. Es ist die Zeit der kraftvollen Greise.“

„Ausnahmefällen.“

„Auch unter den Gelehrten, den Künstlern, ja selbst in unserer Umgangskreise, überall ragen aber ragten die Alten empor, wie die weichen Hüupter der Schneberge am Rande des Alpenfels. Denken Sie an Röntgen, Mendel, an Mommsen, Helmholz und Virchow. Die Siebzehnjährigen sterben viel zu früh, wenn sie gehen — sie sind noch in voller Schaffenskraft.“

„Goethe schrieb die Wanderjahre und den zweiten Teil des „Faust“, als er den Achtzig nahe war.“

„Ja, aber das Siechtum des Alters — es muß doch schrecklich sein, ich fürchte mich davor!“

„In der Praxis macht sich's nicht so schlimm,“ erwiderte Frau von Maltig lächelnd. „Sehen Sie mich an. Ich bin gesünder jetzt, als ich früher war. Es gibt ein frisches Alter, wie es leider auch eine frische Jugend gibt. Und wieder trauriger ist es, die Knospen und Blüten vor der Zeit dahinsinken zu sehen, als den natürlichen Bedingungen alles Verbißten zu unterliegen! Für die Jugend ist der Tod der wilde Knochenmann, der erbarmungslos und grausam das schönste zertört; uns Alten ist er der Freund, der nicht zu strafen kommt, wenn er seines Amtes waltet; er ist der große Tröster, dem wir sehnuchtsvoll die Hände entgegenstrecken.“

„Halt, gnädige Frau! Das widerspricht Ihrer Theorie. Wer gerne lebt, sehnt nicht das Ende herbei.“

Sie neigte zustimmend den Kopf. „So sage ich: den wir getrost und ruhig erwarten.“

„Ich schwieg; ich bewunderte die liebe Frau, die aus dem vielen Unglück, das sie getroffen, sich eine so harmonische Lebensauffassung gerechnet.“

„Edler Wein wird besser mit den Jahren,“ sagte ich endlich schließend.

„Gewiß,“ versetzte sie ernst. „Besser sollen wir werden, nicht schlechter, und glücklicher, nicht das Gegenteil. Was nun von der christlichen Vorstellung des irdischen Jommertales ausgehen oder die Jugend für das Paradies halten, aus dem wir vertrieben werden — ein jeder muß doch fühlen, daß Gott das Leben nicht in absteigender Linie gesendet hat, sondern in aufsteigender. Aufwärts geht unser Weg. Wir sollen durch Kampf zum Sieg gelangen, durch Stürme zum Frieden eingehen. Das halte ich für die Idee, die unser Schöpfer in unserm Erdenleben verewlichten will. „Reif sein ist alles,“ sagt der Rarr im „Lehr“.

„Warum hat noch niemand den Roman des Alters geschrieben?“ rief ich, entzückt von der alten Freundin.

„Weil Freude und Ruhe schöne Dinge sind in der Wirklichkeit, aber nicht wie die Jugend nicht rühmen lassen, da sie für andere Leute sehr langweilig sind,“ sprach sie lachend. „Es genügt ja auch, daß der, welcher sie besitzt, sich ihrer erfreut.“

Die glückliche Braut.

Ein Frauenbild von Maria Stona.

Sie kann lesen und schreiben, hässeln und nähen und lachen, ein wenig kochen, die Zimmer aufräumen, ja fast ein bißchen singen. Ein lustiges Gesicht hat sie, vielversprechende schwarze funtelnde Augen und rote Wangen über einem weichen Hals.

Mehr von ihr hat nicht einmal die eigene Mutter zu sehen bekommen. Das schwarze Haar trägt sie flott getraut, und alles strebt aufwärts bei ihr, vom ledern Käschen begonnen bis zu den Schuhsohlen hinab. Als sie aus der Klosterschule nach Hause kam und mit ihrer netten Gestalt und ihrem unternehmenden Bild durch das Dorf lief, dachte jeder, der sie sah: diese Tochter wird die Frau Rentmeister bald los!

Mittel war natürlich immer der Liebling der Eltern. Da sie eine ältere Schwester besitzt, ist es selbstverständlich, daß Miti stets geschont und Trude überanstrengt wurde.

Trude hat etwas unendlich Geduldiges im Bild und Befehdendes in ihren Bewegungen. Sie hält sich immer leicht gebeugt, als gälte es sich über den Waschtopf oder das Bügelbrett oder den Kochherd zu neigen. Das Leben des Weibes zeichnet sich in solchen gebogenen Linien. Auch über die Wege muß es sich bücken und über das Antlitz der Sterbenden. Trude ist hübscher als Miti, aber das bemerkt niemand, weil jeder von Trude gleich zur Miti wegwirft.

Die Trude paßt besser für einen Lehrer,“ fogen die Nachbarninnen und sehen damit ein Leben unsäglich Aufopferung als das rechte für Trude an. „Ich erziehe mit keine großen Damen,“ versichert mich die Frau Rentmeister, sie sprach das Deutsch in ihrer Art. „Meine Mädel müssen arbeiten, darauf kommt's vor allem an.“ Und da die Jüngste wenig schaffte, mühte die Ältere sich für zwei.

Bei der ersten Liedertafel, die das Elternpaar mit seinen Töchtern besuchte, fand Miti's folglich Scharen von Längern. Man sollte meinen, daß bei einer Liedertafel gefaselt und gelungen wurde, aber das ist durchaus nicht der Fall. Das Fest beginnt wohl mit ein paar gemischten Chören, verwandelt sich aber sofort in ein Tanzvergnügen. Trude tanzte auch, aber selten, und weil sie darum ein wenig verdrossen herumhief, ließ man sie bald ganz sitzen.

Während Miti mit einem jungen Photographen im Walzer schwebte, sah Trude betrübt vor sich hin. Sie machte wohl an den jungen Lehrer denken, der sie einst geliebt hat. Er trug langes Haar, und daher nahm ihn die Mutter nie ernst. Sie sagte gleich: „Trude! — bild Dir ihn nur nie ein — solche Mannsbilder mit langen Locken sind unerblicklich.“ Und die Mutter behielt recht. Eines Sonntags — er war nur an Sonntagen erschienen wie das Blatt der Hausfrau — blieb er aus. Niemand wußte, wohin er sich gewandt, in wessen Augen er nun trauerlich blidte.

Trude hatte ihn seit drei Jahren nicht wiedergesehen.

Mitiel tanzte sich rotglühend; sie slog mit dem Photographen noch immer durch den Saal, als schon die Musik verstummt war.

Am nächsten Sonntag machte der Photograph seinen ersten Besuch, der vom Morgen bis in den Abend wahrte. Er brauchte nicht lange um Mitiel zu werden, die ganze Familie sagte ihm ein freudiges Ja.

Eduard zählt 25 Jahre, trug einen reizenden Schnurrbart, war einer Jungfrau einziger Sohn, hatte sehr viele Aussichten für die Zukunft und genügend Einkommen in der Gegenwart, um ein Mitiel zu ernähren.

Er hatte sich sogar eine Pensionstasse verpflichtet, und das machte den besten Eindruck auf die Frau Rentmeister, die seit 35 Jahren vor dem Augenblik zittert, da ihr guter Mann sie völlig mittellos, ohne Pensionanspruch zurücklassen wird in dieser schönen, lachenden Welt.

Das verlobte Paar war überglücklich. Arm in Arm tänzelte und hüpfte und sprang es durch die Sonntage. An Wochentagen saßen beide ganz still und träumten von einander, Eduard beim Retoukieren, Mitiel beim Nähen der Ausstattung. Und während Eduard den ältesten Frauengestirten die Falten hinstreifte und ihnen frischen Zugenblanz gab, stidte Mitiel die schönsten M. B. in ihre Wäsche, M. B. mit Blüten, M. B. mit zartem Riniengewebe und M. B. mit ganzem schlicht, „ohne nichts“, wie die Frau Rentmeister sagte.

An manchen Wochentagen slog Eduard zu seiner Braut auf einem

erborgten Zweirad. Das gab dann ein Klaffen ohne Ende „ohne nichts“. Die Begrüßungs- und Abschiedsstüßie schwammen in einander. Keine Grenzen waren zwischen ihnen zu ziehen.

Eduard wollte rasch heiraten, und seine Pläne bezogenen gar keinem Widerspruch in der Familie der Braut. Die Mutter stimmte stets für einen kurzen Brautstand: „Denn wo zu das Herumgezog!“ So nannte sie die schöne Brautzeit. Dem Vater war alles recht, was die Mutter angab. Er hatte in seinem Beruf genug zu tun und gehörte seiner Familie nur in der Mittagsstunde und der Abendstunde an. Mitiel hätte am liebsten schon nächste Woche geheiratet.

Zwei Monate wurden doch als schädliche Brautzeit festgesetzt. Die Verlobung wurde auf seinen hellgrauen Karten angezeigt, auf denen der blasse Kopf einer Jungfrau schwebte mit einem Arm, der Körper war verschwand.

„Solche Karten hat man jetzt,“ erklärte Mitiel. Sie wußte das von ihrem Bräutigam, dem sie alles Wissen verbandte. Besonders viel war das nicht, denn wenn sie bei einander saßen, schienen die Lippen zum Reden nicht geschaffen.

Die Frau Rentmeister hatte in diesen zwei Monaten ihre eigenen und alle Hände Trudes voll zu tun. Was gab es für Sorgen und Mühen, um die Ausstattung fertig zu stellen, möglichst reichhaltige Einkäufe zu machen mit dem geringsten Einlog an Geld. Zur Künstlerin entwickelte sich die alte Frau in diesen Wochen. Trotz allem Fleiße der Trude mußte eine Näherin aus der Stadt kommen, um die Kleider zu nähen. Endlich waren sie fertig, Mitiel machte mit dem Bräutigam, dem Vater und Trude die Brautstätten und empfing bald darauf die Gegenbesuche. Ich habe nie eine glücklichere Braut gesehen.

Sie und ihre Mutter führten die Gäste in die gute Stube, die zur Hälfte als Fremdzimmer diente. Zwei große Betten mit hochgehobenen Polstern drängten sich an die Wand. In einem Winkel stand ein kleiner Koffer. Der barg Mitiel's ganze Ausstattung. Sie zeigte sofort ihre Schätze, allen voran sechs Hemden, deren Brustteile sie noch im Kloster gestidht hatte mit Püntchen, Blättchen und Lüdchen.

„Wo hast Du denn das mit den Weinlaub?“ — fragte die Mutter leise.

„Is schon dabei —“ ich bewunderte es sogleich, auch ein „Nachtamisol“, wie die Frau Rentmeister es nannte, mit schmalen Streifen, einen weichen Bützelberg und zwei Karrierte. „Die bunten sind prattischer,“ sagte die Mutter — zwei Kaffeetücher mit Franzen, ein Ueberhandtuch, auf dem große roteidene Füchsen mit lebhaften grünen Wäutern einen schwankenden Freudentanz ausführten. Es war alles ein bißchen plump, was Mitiel gestidht hatte, als hätte es so viele Wangen wie sie selbst, aber es war nett und sauber. Sehr viele Schachteln lagen noch im Koffer, in allen Größen und mit schönen gemalten Blumen auf den Deckeln. Dort hatte Miti ihre Wertfachen an Bändchen und gepunkteten Handschuhen und Spitzentravasteln geborgen.

„Zeit kam Trude. Mindestens vier Rilo hatte sie in den letzten Monaten zugenommen. Sie war wirklich hüßig geworden. „Vorzüglich sehen Sie aus!“ rief ich.

„No ja, man muß sie doch a bißl ausfutteln zur Hochzeit, die Mädel beide, damit sie doch was gleich schauen!“ jubelte Miti. „Das hab' ich mir schon immer gewünscht — jetzt endlich hab' ich's!“

„Ei frooh, daß d' es ni' eher kriegt hast — s' wär' soo nur a Trauerkleid genorn,“ meinte die Mutter. — Blusenstoffe hatte Miti auch noch, und „ganz was Einfaches fürs Haus“ — ohne nichts —

Trude zeigte ihr Brautjungferkleid und das der kleinen Schwester, die eben auf der Hochschule war, um in Miti's Fußstapfen zu treten.

„Und wo haben denn Sie Ihr Kleid, Frau Rentmeister?“

„A ich hob' fass — dos wär' schon zu viel! Ich zeig' mich ja nie dahl!“

„Die Mutter wird ja so meistens in der Kuhl sein,“ fogen beide Mädchen fröhlich und fanden das selbstverständlich. Und die Mutter lachte. Sie lachte so gern, nun wollte sie einmal noch Herzenslust lachen.

„Alles hab' ich schon!“ sagte Miti beglückt und hing das Brautkleid in den Schrank zurück. — „Auch eine Wohnung?“ Die schien ihre geringste Sorge. „Nein! die noch nie. A Zeit lang bleib' ich noch hier, bei der Mutter — s' s' nix Passendes jetzt in der Stadt zu kriegen.“

„No, no, lang wird er Dich ja nie hier lassen,“ tröstete die Mutter. Der Miti blieb das gleichgültig. Das schwarze Kleid, die Hochzeit und das Klaffen war ihr die Hauptsache.

„Wird es eine große Hochzeit?“ fragte ich.

„O nein,“ sagte sie, „nur 30 Personen.“ Am liebsten hätte sie dreihundert eingeladen.

„Werden nicht auch ein paar Lehrer kommen?“ erkundigte ich mich mit einem Blick auf Trude, — die sich erdrossen abwandte.

O ja, fünfe. Auch der von früher kommt her — er hat sich die Haar' abschneiden lassen und schaut jetzt respektlich aus, ni' wahr, Trude?“ Trude lächelte und zürnte in einem.

Miti liebte noch immer ihre Schätze. Keine Prinzessin konnte die Kostbarkeiten mit größerer Sorgfalt verwahren, als Mitiel die Schachteln mit den blumigen Deckeln.

„Na, wenn sie nur glücklich wird,“ sagte die Mutter. „Auf ein hohen Beamten kommt ma ni warten — also hab' ich mir denkt — soll der Fortograf kriegen.“

„Wenn sie nur glücklich bleibt,“ hätte die Frau Rentmeister fogen müssen. Seliger als Miti kommt ich keine Braut mir denken. Mit glühenden Wangen schloß sie den Koffer, der ihre Zukunft barg. — Ich sah sie an. Miti'sen Dinge, die den Genuß der Gebildeten bilden. Sind ihr fremd. Für sie hat Michel Angelo nie gelebt und niemals Cäsar, kein Dante hat für sie gebichtet und kein Beethoven gedacht. Sie kennt kein Schenken, kein suchtloses Streben, keinen Dilettantismus und keine Kunst. Sie kennt Vater und Mutter, Geschwister und Bräutigam, und in fünf oder sechs Seelen liegt ihre Welt. — Den Bräutigam und das schwarze Kleid — mehr hat sie sich in ihrem ganzen Leben nicht gewünscht, und nun erhält sie beide — fast zu gleicher Zeit. Später wird sie noch andere Dinge bekommen, Kinder und Sorgen und ein paar Falten, aber die Heiterkeit und die Frische wird sie sich bewahren, wie ihre Mutter sie sich bewahrt hat, und ihre Tüchter werden vermutlich auch nichts wissen von Raschel und Kant...“

Wir aber müssen uns Menschen „erziehen“, für die jene gewirkt haben. Wenn auch ein bißchen Glück darüber verloren geht und ein großer Teil Freude unter dem alten Staub leidet, den die Jahrhunderte in unser Hirn wirbeln...“

Bei Miti's Anblik fiel es mir ein: muß das sein? Wir suchen immer gelehrtere Bräute in die Welt zu bringen, wir jammern nach Bildung — aber wäre es nicht klüger: ein wenig weniger Bildung und mehr Frische? ein wenig weniger Kenntnisse und mehr von jenem unmittelbaren Jubel des Empfindens, den kein Wissen der Welt aufwiegen kann?

Ein wenig mehr Natur in die Kultur —?

Niehlides Eindrücke von der Schlacht.

Frau Elisabeth Förster-Niehsche teilt in dem Buche „Wagner und Niehsche zur Zeit ihrer Freundschaft“ mit, wie ihr Bruder das Erlebnis einer Schlacht empfand. Niehsche hat bekanntlich einen Teil des deutsch-französischen Krieges als freiwilliger Krankenpfleger mitgemacht. Er selbst hat seiner Schwester erzählt, daß eines Tages, wo ihm nach schmerzlichen Erlebnissen das Herz vor Mitleid fast gebrochen war, er verschiedene Regimenter des deutschen Heeres vorüberführen sah, der Schlacht, dem Tod entgegen, prachtvoll in ihrer Lebenskraft und Kampfesmut und vollblühend der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder untergehen will. „Damals hätte er zuerst auf's tieffte empfunden, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem kümmerlichen Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Uebermacht.“

Pfarrer Hansjakob über das Heiraten.

Der vor kurzem verstorbene badi'sche Volkschriftsteller Pfarrer Heinrich Hansjakob erzählt in einem seiner Bücher ein hüßiges Geschichtchen aus seiner Tätigkeit als Pfarrer. Zu ihm kam ein Mädchen vom Lande, das ihn öfters hatte predigen hören, und trug ihm vertrauensvoll ihre Gebetsbuchschwerden vor. Sie erzählte, sie möchte gern heiraten, aber in ihrem Gebetsbuche stehe eine so große Lobrede auf die Jungfräulichkeit, daß sie immer wieder Bedenken bekomme, was sie auch selbst und ihre Eltern so fehnlichst wünschten. Sie berichtete, daß ein braver Bursche, der ihr wohl gefalle, um sie angehalten habe, aber sie könne doch zu keinem Entschluß kommen, denn jedesmal am Sonntag, wenn sie in der Kirche ihr Gebetsbuch aufmache, falle ihr das Gebet über die Jungfräulichkeit unwillkürlich in die Augen und mache sie futzig. Hansjakob erzählt weiter: „Ich ließ mir das Gebetsbuch geben, rig das Mat, welches die Stempel herkorrief, heraus und gab der Heiratslustigen das Buch zurück mit den Worten: „So, Jungfer, das Gebet will ich für mich behalten, und Ihr geht jetzt heim und heiratet.“ Glücklich über diesen Rat ging das Mädchen von dannen. Nach einem halben Jahre begegnete ich ihr wieder auf der Straße. Sie kam auf mich zu, gab mir die Hand und sprach: „I dank' au dimol für Eure gute Rat; i han Euch gefolgt und bin ganz glücklich.“ Und ich war auch froh, zu diesem Glück beigetragen zu haben.“